

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 21

Artikel: Ursprung und Dauer : zum 1. August
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Trittbrett. Hörten wir das helle Klingeln der Pferdeglöckchen, machten wir schnell ein paar Schritte zur Seite oder knipsten vielleicht sogar das schöne Bild. Mögen die Buben von heute verächtlich sagen: «Zwei PS — was ist das schon!» Wir Erwachsenen wissen es diesmal besser und finden, so eine altmodische, währschafte Kutsche habe — allen fünf Meter langen Limousinen zum Trotz — eben doch noch etwas für sich!

Immer noch stehen die Alpenrosen, die Enzianen, die Margeriten und Männertreu auf meinem Tisch, schon ein wenig welker als gestern, und bald werden sie verblüht sein. Aber die Erinnerungen leben weiter, und die Liebe zu den kleinen braunen Hüttlein lässt uns nie mehr los — solange wir leben.

Prof. Dr. Georg Thüerer

U R S P R U N G U N D D A U E R

Zum 1. August

Etwas früher als sonst beschliessen heute viele Schweizer ihr Tagewerk. Junge Burschen ziehen aus, um auf der nächsten Anhöhe einen Holzstoss aufzuschichten, denn viele Hügel, Berge, ja sogar Klettergräte sollen heute abend ihre flammende Krone tragen. Frauen und Mädchen rüsten die rotweissen Papierlaternen, die im flackernden Kerzenschein so lebendig erglühen, als könnten sie atmen. Abends werden diese Lampions in frei sich bildenden Gruppen durch Häuserreihen und Fluren wandeln. Und dann setzt das grosse Geläute ein. Man blickt zum nächsten Glockenstuhl empor und glaubt doch Tausende von Glocken mitschwingen zu hören, vielleicht jene am deutlichsten, die uns in frühern Jahren anderswo zur Bundesfeier gerufen haben, wer weiss, drinnen bei den Wel-

schen im Jura, unter einem Campanile des Tessins oder droben in den Bündner Tälern, wo sich die Menschen mit dem schönsten Gruss der Erde anrufen — allegra! Eigentlich Dieu t'allegra — Gott erfreue dich!

Wir Eidgenossen haben allen Grund zur Freude. Heute hat unser Ewiger Bund Geburtstag. Daher die Fahnen und Glocken, die Feuer und Lichter. Ist der Bund alt? Ja, 665 Jahre, zwei Dritteljahrtausende sind ein sehr hohes Alter, selbst für politische Gemeinschaften, welche ja mehrer Menschenleben überdauern sollen. Freilich gemessen an der Ewigkeit, welche der Bund nach dem Willen seiner Gründer dauern soll, stecken wir auch im siebten Jahrhundert seines Bestandes noch in den Anfängen. Und hoffentlich ist unser Bund auch noch jung an «Gemeinkraft», wie Pestalozzi den guten Willen zum Zusammenhalten nannte.

Ist unser Bund denn so gross, dass man seiner so feierlich gedenkt? Nein, unser Schweizerbund ist unter den Staatswesen der Erde kein Riese. Seine Bodenfläche ist nur der zehnte Teil von Ecuador und kaum der zweihundertste Teil Brasiliens. Die kleine Schweiz ist also kein Standort zum Grosstun. Auch die meisten unserer Nachbarstaaten übertreffen uns vielfach an Volkszahl. Die Westdeutsche Bundesrepublik, Frankreich und Italien haben acht- bis zehnmal soviel Einwohner als die Schweiz mit ihren fünf Millionen Bewohnern.

Aber wie ich diese Zahl nenne, höre ich in Gedanken nochmals, wie ich diese gleiche Zahl aus dem Munde eines wahrhaft weisen Eidgenossen vernahm. Es war vor einigen Wochen, als Prof. Max Huber in einer kleinen Schar, welche Emil Egli am Zugersee zusammengerufen hatte, das Wort ergriff und sagte, es sei schon eine bedeutende Leistung, wenn man fünf Millionen Menschen ein menschenwürdiges Dasein biete. Wir dürfen einander und auch unserm Staate — den wir ja selber bilden — das Zeugnis ausstellen, dass unser Leben heute menschenwürdig sei. Da ist kaum einer, der hungert, jedenfalls sterben in der Schweiz viel mehr Leute vor der Zeit, weil sie sich überessen als solche, welche darben müssten. In den meisten, selbst in grössern Ortschaften, konnte man heute die Arbeitslosen an den Fingern einer Hand aufzählen, und wiederum leiden viel mehr Leute am Uebermass meist freiwillig übernommener Arbeit als am Mangel an Beschäftigung. Wenn das Ausfahren ein Zeichen der Wohlfahrt ist, so sieht — und hört (!) man es, dass wir ein reisendes und rollendes Volk geworden sind.



«Emdet» Photo V. Viazzoli

Fachleute, die sich in Hunderten von Listen auskennen, versichern uns, dass wir den zweithöchsten Lebensstand aller Völker erreicht hätten. Freuen wir uns redlich darüber! Aber hüten wir uns, im Gutgehen das Mass aller Dinge zu erblicken. Nicht die Satten bringen die Welt vorwärts, sondern die Hungernden und Dürstenden. Nicht die blind Hastenden schaffen die grossen Werke, sondern die Wachen, die Sehenden, die ihre Arbeit mit Bedacht vollbringen. Wehe dem Volke, in dem der Durst nach Freiheit erstirbt oder das sich an blosser Rotation (zu deutsch: Leerlauf) berauscht. Im Buch des Lebens zählen nicht die bloss dahingelebten, sondern die innerlich erfüllten Tage. Das gilt für einzelne und Völker.

Machen wir uns daher in dieser Stunde auf, um den stillen Ursprung aufzusuchen, aus dem die junge Quelle des Ewigen Bundes sprudelt und wohl noch immer strömt. Wir betreten ein stilles Gestade am Felsensee der Urschweizer. Drei Landsgemeinden hatten getagt, drinnen in Uri, draussen in Schwyz, drüben in Unterwalden. Sie hatten freibesprochen und fest beschlossen, ja beschworen, was fortan Gesetz sollte sein zwischen den beiden Mythen und der Schöllenschlucht, zwischen Prägelpass und Rigi. Nun wurde der gemeinsame Wille anfangs August 1291 verbrieft und ein schon bestehender Bund kraftvoll erneuert. Das kleine Pergament hielt eine grosse Tatsache fest: Die Mannen der Urschweiz liessen sich weder dem Willen fremder Verwalter und Richter unterwerfen noch durch Verbrecher ins Unheil stürzen. Sie wollten die Verwaltung selbst übernehmen, eigene Richter wählen und zum Rechten sehen, indem sie die Sorge um den Landfrieden übernahmen. Sie versprachen sich gegenseitige Hilfe, «um in der Arglist der Zeit besser bestehen zu können, und zwar wollen sie einander helfen mit Schutz und Rat und jeglichem Beistand mit Leib und Gut». Mit einem Wort: diese ersten Eidgenossen waren gewillt, die Verantwortung gemeinsam zu übernehmen. Das ist das Grundwort des politischen Zusammenlebens.

Das war auch das Grundneue schweizerischer Staatsgesinnung, wert, dass nicht nur die Schweizergeschichte, sondern auch die Weltgeschichte diesen Ursprung festhält. Was vor den Marmorsäulen des alten Athens wenigstens für die freie Oberschicht (noch nicht aber für die Sklaven galt), wurde unter den Granitfelsen nördlich des Gotthards zur Tatsache: das Volk als ganzes sprach sich die Herrschaft zu; es überliess sie

nicht mehr einem bevorzugten Stande. Für wahr, was später die Posaune der Französischen Revolution in alle Welt hinaus verkündete, wurde in der Urschweiz schon ein halbes Jahrtausend früher gelebt und in Freiheitskriegen tapfer verteidigt. Leider blieben die Enkel, die Untertanenschaften errichteten, hinter dem grossen Vorsatz der Väter zurück, so dass der Weg unseres Volkes auch lange schattenhalb verlief, bis er neuerdings die sonnige Höhe erklimmte, wo die Inschrift verheisst «Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich».

Das war ein mannhaftes Wort. In unserer Zeit ist die Frage aufgeworfen worden, ob es auch frauenhaft ausgelegt werden dürfe und solle. Eine wachsende Zahl von Mitbürgern bejaht es, und selbst wer noch Bedenken hegt, die Frauen in die volle Mitverantwortung zu berufen, ist mit uns darin einig, dass unsere Mütter, Frauen und Schwestern im Hause immer wieder zu Bundesgründerinnen werden, wenn sie unsere Kinder zur Einsicht und Rücksicht erziehen und ihnen Heim und Heimat lieber werden lassen als das Flimmerglück amerikanischer Filme oder das Gerede einer theoretischen Idealwelt.

Jeder Gast erkennt gleich uns selber, dass uns zu Engeln mehr fehlt als ein weisses Flügelpaar. Man denke nur daran, wie lässig beinahe die Hälfte unseres Volkes das Stimmrecht ausübt, wie die grössten Künstler unter uns von all ihrem Schaffen, das wir vor der Welt rühmen, kaum ihr Leben fristen können. Und wie anfällig sind wir gegenüber dem Verleider (französisch *malaise*) und kleinlichem Neid! Auch hüllen sich viele Schweizer in ihre Neutralität wie in eine Schlummerrolle ein, wo wir uns doch den Fragen und Forderungen der Zeit aufschliessen sollten, denn gemeinsam sind auch die Gefahren, die den Bestand der Werte umdrehen, die uns teuer sind.

Aber unser Ziel der gemeinsamen Verantwortung gilt immer noch und immerdar. Wir haben eine freigewählte Ordnung zu bewahren und auszubauen, aber auch zu verteidigen. Wir denken hoch vom Menschen, indem wir ihm diese eigene Hausmeisterschaft in Gemeinschaft zutrauen, aber wir wissen auch, dass der hochgemute Mensch seine Verantwortung vor Gott und Gewissen zu rücken hat. Daher riefen die Bundesgründer von 1291 in den ersten drei Worten des Bundesbriefes Gott, den Herrn an. Ohne die Liebe, die er den Menschen schenkt und gebietet, bleibt auch die beste Verfassung toter Buchstabe und knisterndes Papier. Und es gibt eine Aussen- und eine Innen-

politik der Liebe im Schweizervolk. Die Aussenpolitik wandelt in den Spuren des Barmherzigen Samariters und unter der Fahne des Roten Kreuzes. Es soll unsern Nationalstolz nicht dämpfen, wenn das Schweizerkreuz mit den vertauschten Farben heute der Welt bekannter als unser staatliches Hoheitszeichen geworden ist, auch wenn das Rote Kreuz siebenmal jünger ist als das Weisse Kreuz. Die Innenpolitik der Liebe aber besteht darin, dass wir nicht nur am Bundesfeierabend froh zusammenstehen, sondern auch in der Arbeit, besonders auch in der Arbeit an unserer Eidgenossenschaft. Möge daher ein grosses Händereichen durch unser Land gehen und die Liebe zu Land und Volk nicht mit den Bundesfeuern dieser Nacht erlöschen.

Ruth Blum

D A S C L O C H A U N

Ich erwarte von keinem meiner Leser, dass er weiss, was ein Clochaun ist. Ich selber weiss es auch erst seit einigen Wochen, als ich in Irland herumreiste und frühchristliche Kunst- und Architekturdenkmäler besichtigte. Clochaun, ein urkeltisches Wort, heisst im allgemeinen Steinhaufen, im besonderen aber bedeutet es eine aus ungemörtelten Steinen aufgeschichtete Mönchszelle aus dem siebenten Jahrhundert in Form eines Bienenkorbes, wie deren wenige noch vorkommen an abgelegenen Orten der wilden Westküste.

Nachdem ich so ziemlich alles Sehenswerte aus den Tagen eines Columban und Gallus bewundert hatte, Rundtürme, Steindachkirchen und die ältesten Keltenkreuze des Landes, galt meine letzte Sehnsucht der Anlage eines Urklosters mit Oratorium und Clochauns; aber ohne eigenes Auto waren diese Raritäten schwer erreichbar. Da er-

fuhr ich kurz vor der Heimfahrt in Galway, dass die Aran-Insel Inishmore einige gut erhaltene «Bienenkörbe» aufweise. Ausserdem befinde sich dort das weltberühmte keltische Steinfort Dun Aengus, eine Fluchtburg aus vorchristlicher Zeit. Sogleich entschloss ich mich, Inishmore aufzusuchen mittels eines kleinen Dampfers, der die Aran-Inlands zweimal wöchentlich mit Galway verbindet.

An einem wunderschönen Julimorgen stach ich in See. Es war ein Tag, wie es deren wenige gibt im Regenloch Irland, strahlend von Silber und Blau. Das Schiff war denn auch gesteckt voller Leute, die sich auf den stillen Inseln einen vergnügten Tag machen wollten, hauptsächlich geistliche Herren und badelustige Amerika-Irinnen, die in der alten Heimat herumreisten. Gar malerisch stachen die roten Lockenköpfe vom Blau des Himmels und vom Grün des Wassers ab, der reinste Augenschmaus. Auch die Ohren kamen auf ihre Rechnung. Sie ergötzen sich entweder an den köstlichen «Chuchichäschtli-Lauten» des gälischen Idioms — man denke doch, die Sprache der alten Helvetier! — oder an den sentimentalsten Heimatliedern aus geistlichen und weltlichen Mündern, in denen von Harfen und grünen Kleeblättern, heiligen irischen Kreuzen und unheiligen englischen Galgen die Rede war. Und im Gegensatz zu uns Schweizern wussten die Sänger alle Strophen ihrer Lieder auswendig.

Ich hatte mich mit zwei reizenden Töchtern aus Galway angebedert. Sie sagten mir, wie ich es machen müsse, um am schnellsten zu meinem begehrtten Clochaun zu kommen: «An der Schiffslände stehen irische Jaunting-cars. Mieten Sie einen für zehn Schilling, den üblichen Tarif, und der Fuhrmann bringt Sie, wohin Ihr Herz begehrt.»

Ich war bereit, ihrem Rat zu folgen. Als ich jedoch zur Mittagszeit als eine der Letzten das Schiff verliess, hatten mir die Priester und Badenixen schon alle Zweiräderkarren weggeschnappt. Uebrig blieb nur noch ein gebrechlich aussehendes Gefährt mit einer grauen Mähre davor. Das Ganze sah nicht sehr vertrauenerweckend aus, weder der Gaul noch der schmutzige Fuhrmann mit Stoppelkinn. Aber er hatte Hosen aus ungefärbtem, handgewobenem Wollstoff an und eine zottige Lammfellweste. Das sah sehr romantisch aus, und abenteuerlustig kletterte ich auf den Karren. Im schönsten Schulenglisch erklärte ich dem Fuhrmann, dass er mich erstens in ein gutes Restaurant, zweitens zum bekannten Dun Aengus und drittens zu einem echten Clochaun bringen solle. Um ganz